



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Grenzen zwischen Dichtung und Wissenschaft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grenzen zwischen Dichtung und Wissenschaft



Am Ende aller Tage wird es bekanntlich wieder so sein, wie im Anfang der Dinge: das Lamm wird neben dem Löwen ruhen, und Sonne und Mond werden kein verschiedenes Licht mehr spenden. Da es aber bis dahin voraussichtlich noch lange dauern kann, so stehen von Zeit zu Zeit wunderliche Propheten auf, die, wenn nicht für den Erdkreis, so doch für ein und das andre Gebiet das Ende vorausnehmen, die bisherigen Unterschiede aufheben und das goldene Zeitalter verkünden, in dem alle hemmenden Schranken fallen werden. Eine hemmende Schranke kann man freilich auch den Damm nennen, der den Strom zwar nicht hindert, in seinem eignen Bett zu fließen, das Land zu befruchten, ins Meer zu rauschen, aber der ihm doch verbietet, Meilen Feldes und Waldes zu überschwemmen und Schlamm und Lachen als Malzeichen seiner überschwärmenden Kraft zu hinterlassen. Doch in diesem Lichte wollen die oben genannten Propheten ihre Offenbarungen nicht gesehen wissen; wenn es denn auf ein Bild hinauskommen soll, so meinen sie, daß sie zwei getrennte Ströme zu vereinter Wirkung zusammenführen, einen versandeten Fluß durch die überschwappenden Wasser eines andern wieder beleben wollen. In der Regel besagen solche der Ingenieurwissenschaft entlehnte Bilder, daß mit einem längst Bestehendem, in das allgemeine Bewußtsein Übergegangenen wohl oder übel aufgeräumt werden soll. Zu den Anschauungen, deren Bestand neuerdings in Frage gestellt wird und die in den Augen gewisser Männer des „Kulturfortschritts“ bereits dem Untergange geweiht sind, gehört auch die uralte Erkenntnis, daß Dichtung und Wissenschaft grundverschiedenen Kräften entstammt sind, auf grundverschiedenen Wegen und mit grundverschiedenen Mitteln ihre Ziele verfolgen, und daß beide trotz eines Grenzgebiets, in das sie sich friedlich teilen müssen, getrennte Reiche nach getrenntem Recht beherrschen. Auf dem Bewußtsein dieser Verschiedenheit und der Freude an der daraus hervorgehenden Mannigfaltigkeit beruht ein großer Teil, einer der besten Teile unsrer Bildung; je klarer die Einsicht des Einzelnen in Wege und Mittel künstlerischer oder wissenschaftlicher Thätigkeit, das Urteil über vollendete Leistungen des einen oder andern Gebiets ist, um so höher haben wir es anzuschlagen. Am glücklichsten und freiesten war natürlich immer diejenige Anschauung, die bei dem lebendigsten

und stärksten Gefühl für die Besonderheit der Kunst und der Wissenschaft die Wirkungen beider in einer höheren geistigen Einheit zu binden weiß. Schillers Wort: „Jeder individuelle Mensch trägt der Anlage und Bestimmung nach einen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechslungen übereinzustimmen die große Aufgabe seines Daseins ist,“*) gilt noch immer und wird immer wieder gelten. Und darüber ist kein Streit, daß der so gebildete, so gerichtete Mensch den bloßen Kunstschwelger, der im Genuß einer Kunst gleichsam untergeht (übrigens für die poetische Kunst verhältnismäßig selten ist) und den wissenschaftlichen Fachfanatiker, den das Wachstum seines Zweiges erfreut, sollte darüber auch der ganze Baum der Wissenschaft und der der Menschheit dazu absterben, weit überragt. Aber der Schwelger wie der Fanatiker sind dem traurigen Philister vorzuziehen, der von der Wissenschaft den dürftigsten Nützlichkeitsbegriff und von der Kunst im Grunde gar keinen Begriff hat, und sie schaden jedenfalls weniger als die unklaren Neuerer und unberufenen Apostel, die von Zeit zu Zeit den Untergang der spezifischen Kunst verkünden und ihren eignen Stumpfsinn gegen das Schöne ohne weiteres dem Jahrhundert zusprechen. In einem Punkte haben sie freilich Recht. Wie es Zeiten giebt, in denen das bestimmteste und lebhafteste Gefühl für den Wert und die Bedeutung der Poesie lebt, so scheint in andern Zeiten dies Gefühl einzuschumpfen. Trotz allen Bildungsschwindels unsrer Tage sind Erscheinungen möglich, wie die „Bacon-Shakespeare-Theorie,“ wonach die Dramen Shakespeares nicht von einem „ungebildeten Dichter,“ sondern von einem hochgebildeten und vielseitig unterrichteten Philosophen herrühren, und das Genie, welches „Hamlet“ und „Lear,“ „Romeo und Julia“ und den „Sommernachtstraum“ geschaut und gestaltet hat, nur ein Anhängsel, ja ein Ausfluß des Geistes ist, der die Methodologie der Wissenschaften und die Philosophie auf naturwissenschaftlicher Grundlage gefördert hat. Und trotz des Rathedergeredes von poetischer Unmittelbarkeit und Naturfrische in der Dichtung, drängt sich eine neue Litteraturtheorie immer gewaltfamer, gleichsam mit Ellbogenstößen in den Vordergrund, eine Theorie, wonach die moderne poetische Litteratur, dramatische wie erzählende, durchaus nur auf wissenschaftlicher Grundlage gedeihen könne. Im Grunde würden die Verfechter dieser Theorie am liebsten auch den Gebrauch des Beiwortes „poetisch“ fallen lassen, wenn sie nicht fürchteten, daß damit die beanspruchte Alleinherrschaft über das Litteraturgebiet in Frage gestellt wäre.

Goethe, der unbequemerweise nicht zu den Dichtern, die nicht lesen und schreiben konnten, gerechnet werden darf, und dem auch die neuesten Ästhetiker der wissenschaftlich begründeten Darstellung die Fähigkeit des Beobachtens und der Vergleichung, des Naturstudiums im weitesten Sinne des Wortes, nicht

*) Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Vierter Brief.

absprechen können, hat über das Verhältnis des dichterischen Talentes zur Welt der Erfahrung in den Gesprächen mit Eckermann ein paar goldene Sätze niedergelegt, auf die man immer und immer wieder hinweisen muß. Denn der Unsinn wirft mit großen Worten um sich, während die tiefe Erkenntnis des großen Meisters sich der schlichsten Ausdrücke bedient. „Goethe hatte mir vor einiger Zeit gesagt,“ berichtet Eckermann, „daß dem echten Dichter die Kenntnis der Welt angeboren sei, und daß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und großer Empirie bedürfe.“ »Ich schrieb meinen Götz von Berlichingen, sagte er, als junger Mensch von zweiundzwanzig, und erstaunte zehn Jahre später über die Wahrheit meiner Darstellung. Erlebt und gesehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht, und ich mußte also die Kenntnis mannigfaltiger menschlicher Zustände durch Antizipation besitzen.« So hatte Goethe von Lord Byron gesagt, daß ihm die Welt durchsichtig sei und daß ihm ihre Darstellung durch Antizipation möglich. Ich äußerte darauf einige Zweifel, ob es Byron z. B. gelingen möchte, eine untergeordnete tierische Natur darzustellen, indem seine Individualität mir zu gewaltfam erscheine, um sich solchen Gegenständen mit Liebe hinzugeben. Goethe gab dieses zu und erwiderte, daß die Antizipation sich überall nur so weit erstreckt, als die Gegenstände dem Talent analog seien, und wir wurden einig, daß in dem Verhältnis, wie die Antizipation beschränkt oder umfassend sei, das darstellende Talent selbst von größerem oder geringerem Umfange befunden werde. Wenn Cure Ezellenz behaupten, sagte ich darauf, daß dem Dichter die Welt angeboren sei, so haben Sie wohl nur die Welt des Innern dabei im Sinne, aber nicht die empirische Welt der Erscheinung und Konvenienz, und wenn also dem Dichter eine wahre Darstellung derselben gelingen soll, so muß doch wohl die Erforschung des Wirklichen hinzukommen? Allerdings, erwiderte Goethe, es ist so. Die Region der Liebe, des Hasses, der Hoffnung, der Verzweiflung und wie die Zustände und Leidenschaften der Seele heißen, ist dem Dichter angeboren, und ihre Darstellung gelingt ihm. Es ist aber nicht angeboren, wie man Gericht hält oder wie man im Parlament oder bei einer Kaiserkrönung verfährt, und um nicht gegen die Wahrheit solcher Dinge zu verstoßen, muß der Dichter sie aus Erfahrung oder Überlieferung sich aneignen. So konnte ich im Faust den düstern Zustand des Lebensüberdrußes im Helden, sowie die Liebesempfindungen Gretchens recht gut durch Antizipation in meiner Macht haben; allein, um z. B. zu sagen:

Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des spätenmonds mit feuchter Glut heran,

bedurfte es einiger Beobachtung der Natur. Es ist aber, sagte ich, im ganzen Faust keine Zeile, die nicht von sorgfältiger Durchforschung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trüge, und man wird keineswegs erinnert, als sei Ihnen das alles ohne die reichste Erfahrung nur so geschenkt worden.

Mag sein, antwortete Goethe, allein hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben, und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen, als ein ganz totes, vergebliches Bemühen. Das Licht ist da, und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, so würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen.“

Einfacher und zugleich stärker und deutlicher kann das Verhältnis des Naturstudiums, jeder wissenschaftlichen Einsicht und Erkenntnis zum angeborenen poetischen Talent, der Voraussetzung alles wirklichen Schaffens, nicht ausgedrückt werden, als in dieser Goethe-Eckermannschen Unterredung. Das schöpferische Talent, die antizipierende gestaltende Phantasie, die nach Maßgabe ihrer Kraft sich ein Stück oder einen Teil der Welt und im höchsten Falle die Welt selbst aneignet, der alle Beobachtung, alle Erfahrung und aller Erwerb von Kenntnissen nur dienen müssen, bleibt die erste Bedingung aller dichterischen Thätigkeit, und daß eine Schule moderner Kritik solche Thätigkeit ohne jene erste Voraussetzung überhaupt für möglich hält, ist bereits eine Verirrung. Es ist nicht zu ermessen, wie weit hierbei eine Selbsttäuschung unterläuft; Zola z. B., der unablässig von Analyse spricht und gar nicht ahnt, wie sehr alle seine Naturbeobachtungen, seine Vergleichen und Lokalstudien unter der Herrschaft einer düster gefärbten, vom Ekel an der Welt erfüllten Phantasie stehen, scheint in der That den klapperdürren Beschreibungen, die er macht, stärkeres Gewicht beizulegen, als der leidenschaftlichen Empfindung, mit der er sie in Fluß und Bewegung bringt, und Dostojewsky schreibt seiner logischen Psychologie Wirkungen zu, die einfach aus seinem starken Mitgefühl für menschliches Elend erwachsen. Gewiß aber ist, daß die Phrasen von dem strengen Naturstudium, von dem berechtigten Übergewicht der „vergleichenden Erfahrung,“ von der „wissenschaftlichen Probehaltigkeit“ moderner Litteratur in der Luft schwirren, und daß man den Glauben zu verbreiten trachtet, als hätten die großen Dichter vergangner Zeiten, Shakespeare (der dann natürlich nicht „Bacon“ sein kann) und Goethe eingeschlossen, ohne Ahnung von der Tiefe der Natur und ohne Kenntnis ewiger Gesetze des Lebens und der menschlichen Entwicklung rein willkürlich phantasirt. Dem gegenüber ist es Pflicht, immer zu wiederholen, daß kein echter Dichter, so groß auch seine Phantasie und Gestaltungskraft sei, die Erfahrung und die Kenntnis der äußern Welt verschmäht, daß er nach Maßgabe seines Talents, seiner besondern Richtung sich jederzeit die ganze Breite der dem Dichter notwendigen Erfahrung verschafft, daß er für die lebendige Darstellung einer poetischen Idee und Handlung keine Anstrengung und kein Studium scheut, daß aber der echte Dichter es ebensowenig als Aufgabe der Dichtung betrachtet, ausgeführte Beispiele für pathologische Erkenntnisse, für physiologische Sätze herzustellen. Wenn eine pathologische Anatomie der menschlichen Gesellschaft oder auch nur der Gesellschaft eines Landes oder einer

Stadt möglich ist, so gehört sie in den Kreis der Sozialwissenschaften, die poetische Litteratur kann aus ihr schöpfen und von ihr lernen, sowie umgekehrt diese pathologische Anatomie aus den lebendigen Schöpfungen der Dichtung schöpfen und lernen müßte, aber niemals kann die Aufgabe der poetischen Litteratur dahin begrenzt werden, die Krankheitsprozesse innerhalb der menschlichen Natur und Kultur darzustellen. In Wahrheit drückt man mit einer Aufgabe wie der bezeichneten die Dichtung tief unter die Wissenschaft. Denn die pathologische Anatomie als Wissenschaft stützt sich durchaus auf die Kenntnis des normalen gesunden Körpers. Der modernen poetischen Litteratur aber wird kaltblütig zugemutet, von der Gesundheit, der Schönheit, der ungebrochenen Kraft des Lebens, von der Zuversicht des Glaubens und den siegenden idealen Kräften in der menschlichen Natur, von der Gesundheit überhaupt, nichts mehr zu wissen. Es giebt und kann keine Experimentalpoesie geben, weil die dichterische Begabung an der Fülle der Erscheinungen an sich Anteil nehmen muß, weil sie sich mit der Erkenntnis eines wenn auch noch so interessanten Gesetzes in abstoßenden, widerwärtigen Erscheinungen nicht befriedigen kann.

Für die Hereinziehung naturwissenschaftlicher, physiologischer und psychologischer Kenntnisse in der poetischen Darstellung gilt offenbar die gleiche Schranke wie für die Verwertung historischer, archäologischer und ethnographischer Kenntnisse in der poetischen Litteratur. Niemand kann dem Dichter im voraus vorschreiben, wie viel oder wie wenig er davon in seinem Gebilde verwenden dürfe. In dem Maße aber, wie diese Kenntnisse eine selbständige Rolle spielen und statt in Fleisch und Blut wirklicher Lebensdarstellung übergegangen zu sein, zum theatralischen Aufputz dienen, in dem Maße, wie sie statt die Gestaltung zu unterstützen, lebloses Kostüm und anspruchsvolle Dekoration werden, erscheinen sie als das überflüssigste und störendste von der Welt, und der einfachste Hörer oder Leser entschlägt sich des Gedankens nicht, daß die eigentliche Anschauungs- und Gestaltungskraft, die bewußte Goethische „Kenntnis mannichfaltiger menschlicher Zustände durch Antizipation“ schwach und dürftig sei, und durch wissenschaftlichen Prunk verdeckt werden solle. Komischerweise ist niemand eifriger darauf ausgewiesen, den naiven Glauben des Bildungsphilisters an Bedeutung und Wirkung geschichtlicher und verwandter Elemente in der Poesie von Grund aus zu zerstören, als dieselbe „Schule,“ die nicht genug naturwissenschaftliche oder, ehrlicher gesagt, pathologische Episoden in die moderne Lebensdarstellung hineinziehen kann und die Echtheit des Naturstudiums eines Dichters lediglich an dem größeren oder geringeren Übergewicht der Krankheits schilderungen bei ihm mißt. Sie gefällt sich in einer Herabsetzung des Wertes historischer Zustände und Charaktere für die Dichtung, bei der nicht nur die Leistungen der neuesten archäologischen Erzählungskunst oder vielmehr Unkunst, sondern auch Shakespeares chronikalische Dramen, Goethes „Götz“ und Schillers „Fiesko,“ Walter Scotts Romane und Scheffels „Ekkehard“ in nichts sinken.

Nun sind wir allerdings überzeugt, daß diese Kritik lediglich die herrschende Verwirrung vermehren hilft. Sie kann die Empfänglichkeit für echte poetische Werke schmälern, in denen das verpönte Element vorhanden ist, aber sie wird ein gewisses Publikum niemals überzeugen, daß der schlechte, poetisch wertlose historische Roman um nichts vornehmer sei, als das armseligste Familienblauschmuckgewäsch. Vor allem aber ist die Vertauschung poetisch unbelebter historischer Elemente mit poetisch unbelebten naturwissenschaftlichen weder ein Fortschritt, noch ein Gewinn. Die unerläßlichste Forderung bleibt auch hier, daß alle Empirie des Dichters dem poetischen Zwecke untergeordnet sein, daß alle Kenntnis physiologischer und psychologischer Einzelheiten einer lebendigen Gesamtschauung einverleibt werden soll, daß die poetische Form unter keinen Umständen ein Vorwand, sondern eine innere, aus der Natur des dargestellten Lebens herausgewachsene Notwendigkeit sein muß. Der undichterische Voratz, sei er sozialpolitischer oder physiologischer Natur, wird jederzeit ebensowohl ein unzulängliches Kunstwerk bewirken, als der politisch tendenziöse oder der moralisierend tendenziöse Voratz. Überall wo das poetische Lebensgefühl, die Ganzheit der dichterischen Anschauung und Darstellung in vermeintlich wichtigeren Einzelheiten untergeht, wo der Dichter — und wäre es auch nur der Romanschriftsteller — die Ergebnisse seiner Studien oder Erfahrungen unverarbeitet in seine Darstellung hineinwirft, überall wo die dramatische oder erzählende Form zum Behufel von Wahrheiten oder Irrtümern dient, die in rein wissenschaftlicher Form viel eindringlicher oder bestechender vortragen werden können, sind die Grenzen der Dichtung überschritten. Der Vorteil, den die neuesten pathologischen Grenzverlezer vor den älteren moralisierenden, historischen oder völkerkundigen Grenzverlezern voraus haben, liegt nur darin, daß die Stücke unverarbeiteter Psychiatrie, Physiologie oder Kriminalstatistik nicht so rasch entdeckt werden, nicht so klar sichtbar sind, als Stücke unverarbeiteter Archäologie und Kulturgeschichte. Hier sind große Täuschungen möglich, das Gefühl der Neuheit und Spannung, das durch gestaltlose, unsinnliche Hereinziehung wissenschaftlicher Erkenntnisse bei den meisten Lesern erweckt wird, läßt die Einsicht für den Grundmangel nicht so leicht aufkommen. Die naturwissenschaftliche Empirie, die nicht Poesie geworden ist, ist nicht weniger aufdringlich als die geschichtliche, aber sie scheint auch für geistvollere Leser zurückhaltender oder mehr zur Sache gehörig, als die Mitteilungen aus Hofmemoiren und Kriegsgeschichten, weil sie vorgiebt, dem rein Menschlichen näher zu stehen. Ist der klare Nachweis, daß die dichterische Grundidee, die Handlung und Charakteristik des vorhandenen wissenschaftlichen Apparats nicht bedurft, daß das Übergewicht desselben die poetische Wirkung beeinträchtigt oder geradezu verkümmert hat, schon gegenüber den geschichtlichen Elementen ziemlich schwierig, läßt sich das bestimmte Gefühl, daß eine Grenzüberschreitung stattgefunden habe, sehr schlecht Seite für Seite nachweisen, so erhöht sich

gegenüber den naturwissenschaftlichen Elementen die Schwierigkeit noch um ein Beträchtliches. Immerhin aber darf die litterarische Kritik nicht auf ihr Recht verzichten, die poetische Einheit des Kunstwerks in einem wie dem andern Falle zu fordern und an die Grenzen zu mahnen, die man gern verwischen oder gar leugnen möchte.

(Schluß folgt)



Streifzüge durch die französische Litteratur der Gegenwart

Von E. J. Groth

2



uf dem Gebiete der litterarischen Kritik herrscht gegenwärtig in Frankreich eine rege Thätigkeit; das oberflächliche Feuilletongeschwätz und die ästhetische Salonplauderei, die selbst in ernsthaft zu nehmenden Handbüchern der Litteratur fortgesetzt wurde, scheint immermehr tiefergehenden Studien Platz zu machen. Man fängt in Frankreich nachgerade an, die Bedeutung und den Wert gründlicher litterargeschichtlicher Untersuchungen für die Erkenntnis des gesamten Kulturlebens zu begreifen und zu würdigen; man giebt allmählich die Ansicht auf, daß der Anfang der französischen Litteratur erst von dem sechzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der Renaissance, zu rechnen sei, wie es die klassisch-doktrinären Kunsttrichter gethan haben und noch zu thun pflegen; man nimmt sich endlich die Mühe, das Mittelalter mit seinen charakteristischen, aus dem ureigenen Volksgeiste hervorgegangenen Schöpfungen zu verstehen und in ihnen die Wurzeln zu erkennen, aus denen die französische Litteratur hervorgesprossen ist.

Mit Verwunderung hat man eine Reihe auffallender Ähnlichkeiten zwischen den litterarischen Strömungen in unserm Jahrhundert und der mittelalterlichen Poesie entdeckt. Hier wie dort erscheint dieselbe absolute Freiheit von jedem Regelzwange, eine gleiche einseitige Herrschaft der epischen Dichtung, dasselbe Vorkwalten der sinnlichen Liebe als dichterischer Stoff, eine ähnliche Richtung zum kräftigen Realismus und verschwommenen Mystizismus, kurz, man ist mit dem Geiste des Mittelalters vertrauter geworden, als es frühere Jahrhunderte waren.